

„Deep play“ - Ritual als kulturelle Performance

Clifford Geertz

Von Hähnen und Männern

(...) Bali ist gut erforscht, hauptsächlich deshalb, weil es eben Bali ist. Mythologie, Kunst, Ritual, soziale Organisation, Kindererziehung, Gesetzesformen, sogar Transzestilformen wurden mikroskopisch genau auf Spuren jener schwer fassbaren Substanz untersucht, die Jane Belo (1970) „das balinesische Temperament“ nannte. Der Hahnenkampf jedoch wurde ausser in einigen beiläufigen Notizen kaum erwähnt, obwohl er als populäre Leidenschaft mit übermächtiger Kraft mindestens ebenso viel von dem enthüllt, was ein Balinese „wirklich ist“, wie jene berühmteren Phänomene.¹ Wie sich ein Gutteil von Amerika auf einem Ballspielfeld, einem Golfplatz, einer Pferderennbahn oder um einen Pokertisch zeigt, wird ein Gutteil von Bali im Hahnenkampf sichtbar; denn nur dem äusseren Anschein nach kämpfen da Hähne gegeneinander, in Wirklichkeit sind es Männer.

Keinem, der einige Zeit auf Bali verbracht hat, entgeht die tiefgehende psychologische Identifikation der Männer mit ihren Hähnen (*cocks*). Der zweideutige Begriff wird hier bewusst verwendet; er wirkt im Balinesischen genau wie im Englischen, bis hin zu denselben müden Witzen, abgegriffenen Wortspielen und phantasiereichen Obszönitäten. Bateson und Mead haben sogar darauf hingewiesen, dass Hähne, in Übereinstimmung mit der balinesischen Auffassung vom Körper als einem Ensemble belebter Einzelteile, als abnehmbare, selbsttätige Penisse gesehen werden, als wandelnde Genitalien mit einem Eigenleben (Bateson/Mead 1942, 25).² Zwar stehen mir derartige Daten aus dem Unterbewusstsein nicht zur Verfügung, um diese bestechende Idee zu bestätigen oder zu widerlegen, doch die Tatsache, dass es sich um maskuline Symbole handelt, ist kaum anzuzweifeln und für den Balinesen so selbstverständlich wie die Tatsache, dass Wasser bergab fliesst.

Die Sprache der alltäglichen Lebensweisheiten ist für die Männer mit Bildern aus dem Bereich der Hähne durchsetzt: *Sabung*, das Wort für Hahn (das in Inschriften

¹ Die beste Erörterung findet sich bei Bateson/Mead (1942, 24f., 140), doch auch sie ist zu allgemein und verkürzt.

² Ungewöhnlich am Hahnenkampf im Kontext der balinesischen Kultur ist die Tatsache, dass es sich um eine öffentliche Aktivität handelt, an der nur eines der beiden Geschlechter beteiligt ist, während das andere Geschlecht vollkommen und ausdrücklich ausgeschlossen ist. Geschlechterunterschiede werden auf Bali in einem extremen Masse heruntergespielt, und bei den meisten Aktivitäten, seien sie formell oder informell, sind Männer und Frauen gleichberechtigt und zumeist als zusammengehörige Paare beteiligt. Angefänge bei der Religion, über Politik, Wirtschaft, Verwandtschaft bis hin zur Kleidung finden wir auf Bali eher eine „Unisex“-Gesellschaft, was sowohl in den Bräutchen wie in der Symbolik einen deutlichen Ausdruck findet. Selbst in Zusammenhängen, in denen Frauen tatsächlich keine grosse Rolle spielen, wie in der Musik, in der Malerei oder bei bestimmten landwirtschaftlichen Tätigkeiten, ist ihre Abwesenheit – sowieso nur eine relative – eher eine schlichte Tatsache als ein sozialer Zwang. Zu diesem allgemeinen Muster stellt der Hahnenkampf die bemerkenswerteste Ausnahme dar, denn er gehört völlig zu den Männern, wird für Männer und durch Männer ausgerichtet, und Frauen – zumindest balinesische – schauen nicht einmal zu.

In: Beling, A. & Krüger, D.J. (Hrsg.). 2003.

Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch.

2. Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag



gekürzte und übersetzte Fassung von

engl. Originaltext:

'Deep Play': Notes on the Balinese

Cockfight

in: Daedalus 104: 1-37

1972

Text für alle!

(und Gayle D)

schon 922 n. Chr. vorkommt), wird metaphorisch in der Bedeutung „Held“, „Recke“, „Kämpfer“, „begabter Mensch“, „politischer Kandidat“, „Junggeselle“, „Dandy“, „Don Juan“ oder „harter Bursche“ angewandt. Einen Mann, der viel Aufwand treibt und dessen Verhalten nicht mit seiner eigentlichen Stellung übereinstimmt, vergrößert man mit einem Gockel ohne Schwanz, der umherstolzert, als besäße er das grösste und prächtigste Exemplar. Ein verzweifelter Mann der einen letzten, irrationalen Versuch unternimmt, sich aus einer ausweglosen Situation zu befreien, wird mit einem sterbenden Hahn verglichen, der einen letzten Angriff auf seinen Bedränger unternimmt, um ihn mit ins Verderben zu ziehen. Ein geiziger Mann, der viel verspricht, aber wenig – und das noch unwillig gibt, gleicht einem Hahn, den man am Schwanz festhält, während er den Gegner anspringt, ohne dass es tatsächlich zum Kampf kommt. Einen jungen Mann im heiratsfähigen Alter, der dem anderen Geschlecht noch sehr schüchtern begegnet, oder jemanden, der in einer neuen Anstellung unbedingt einen guten Eindruck machen will, nennt man „Kampfhahn, der das erste Mal in den Käfig gesetzt wird“ (Hoojkaas 1958, 39).³ Gerichtsverhandlungen, Kriege, politischer Wettstreit, Erbschaftsstreitigkeiten und Streitereien auf der Strasse werden alle mit Hahnenkämpfen verglichen.⁴ Sogar die Insel selbst wird in ihrer Form als ein kleiner, stolzer Hahn wahrgenommen, sprunghaft, den Hals gereckt, den Rücken gestrafft, den Schwanz hochgestellt, eine ewige Herausforderung an das massig unförmige, hilflose Java.⁵

Doch die Intimität der Männer mit ihren Hähnen ist mehr als nur metaphorisch. Balinesische Männer, oder jedenfalls eine grosse Mehrheit von ihnen, verwenden einen gewaltigen Teil ihrer Zeit auf ihre Lieblinge; sie pflegen und flütern sie, diskutieren über sie, probieren sie gegeneinander aus. Oder sie betrachten sie einfach in einer Mischung aus hingerissener Bewunderung und träumerischer Selbstvergessenheit. Wann immer man eine Gruppe balinesischer Männer sieht, die müssig in der Ratshütte oder an der Strasse hocken, wie es so ihre Art ist: die Hüften auf den Fersen, die Schultern nach vorne und die Knie oben, dann hat mindestens die Hälfte von ihnen einen Hahn in den Händen. Man hält ihn zwischen den Schenkeln, wippt ihn leicht auf und ab, um seine Beinmuskeln zu stärken, zaust seine Federn mit geistesabwesender Sinnlichkeit, stösst ihn dem Gockel des Nachbarn entgegen, um ihn zu erregen und zieht ihn zwischen die Beine zurück, um ihn wieder zu beruhigen. Ab und zu macht einer mit dem Hahn eines anderen dieselben Spiele, um ein Gefühl für einen anderen Vogel zu bekommen, doch wird er dabei für gewöhnlich eher herüberkommen und sich hinter dem Hahn niederhocken, als dass er ihn sich wie ein gewöhnliches Tier reichen liesse. Im Hof eines Hauses, dem mit hohen Zäunen um-

³ Das Lied hat eine Strophe (Nr. 17), in der die Metapher des unwilligen Bräutigams gebraucht wird. Jaya Praha, der Held in einer balinesischen Urias-Mythe, antwortet dem Herrn, der ihm das schönste von 600 Sklavemädchen angeboten hatte: „Göttlicher König, mein Herr und Meister / ich bitte dich lass mich gehn / derartiges habe ich noch nicht im Sinn; / wie ein Kampfhahn im Käfig spanne ich alle meine Kräfte an / ich bin allein / denn die Flamme wurde noch nicht entfacht.“

⁴ Dazu siehe V.E. Korn (1932). Index unter *toh*.

⁵ Es gibt tatsächlich eine Legende, nach der die Trennung von Java und Bali durch eine mächtige religiöse Figur aus Java zustande kam, die sich vor einem balinesischen Kulturheros schützen wollte, dem Ahnen zweier Kshatriya-Kasten, der leidenschaftlich beim Hahnenkampf wettete. Siehe Hoojkaas (1964).

gebenen Ort, wo die Leute leben, werden die Kampfhähne in geflochtenen Käfigen gehalten, die man häufig umherträgt, um so ein optimales Gleichgewicht zwischen Sonne und Schatten zu erhalten. Man flütert sie mit einer bestimmten Diät, die je nach individuellen Theorien etwas variiert, doch hauptsächlich aus Mais besteht, aus dem andere Bestandteile mit weitaus mehr Sorgfalt ausgesiebt werden, als das bei menschlicher Nahrung der Fall wäre, und er wird dem Tier Korn für Korn verabreicht. Chili-Pfeffer wird ihnen in den Hals und in den Anus gestopft, um sie feurig zu machen. Sie werden in derselben zeremoniellen Mischung aus lauwarmem Wasser, Arzneikräutern, Blumen und Zwiebeln gebadet wie die kleinen Kinder – und im Falle eines preisgekrönten Hahnes auch ungefähr genauso oft. Man stutzt ihre Kämme, glättet das Gefieder, beschneidet die Sporen, massiert ihre Beine und untersucht sie mit der argwöhnischen Konzentration eines Diamantenhändlers auf Fehler. Ein Mann mit einer Leidenschaft für Hähne, ein Enthusiast im wahrsten Sinne des Wortes, kann den grössten Teil seines Lebens mit ihnen verbringen; und die überwiegende Mehrheit der Männer, deren Leidenschaft zwar intensiv, aber doch nicht völlig mit ihnen durchgegangen ist, betreibt mit ihren Hähnen einen Zeitaufwand, der nicht nur Aussehen, sondern auch ihnen selber ungehörig vorkommt. Mein Hausherr, nach balinesischen Massstäben ein sehr normaler *afficionado*, stöhnte: „Die Hähne machen mich verrückt“, wenn er wieder einmal daran ging, einen Käfig umzustellen, ein Bad zu bereiten oder wieder eine Fütterung zu zelebrieren. „Die Hähne machen uns alle verrückt.“

Die Verrücktheit weist jedoch auch einige weniger sichtbare Dimensionen auf. Denn obwohl die Hähne Ausdruck oder Übersteigerung des Selbst ihrer Eigentümer, das narzisstische männliche Ego in äsopischer Gestalt sind, so sind sie doch auch Ausdruck – und zwar unmittelbarer Ausdruck – dessen, was für den Balinesen ästhetisch, moralisch und metaphysisch die direkte Umkehrung des Menschseins darstellt: Animalität.

Es kann nicht genug betont werden, dass die Balinesen einen starken Widerwillen gegenüber allem Verhalten zeigen, das als tierhaft angesehen wird. Aus diesem Grund gestattet man den Babies auch nicht zu krabbeln. Obwohl Inzest keineswegs gutgeheissen wird, ist er doch ein weniger scheussliches Verbrechen als Sodomie (die angemessene Strafe für das letztere ist Tod durch Ertränken; wer das erstere begeht, wird dazu verurteilt, wie ein Tier leben zu müssen).⁶ Die meisten Dämonen werden – sei es im Tanz, Ritual, Mythos oder als Skulptur – in irgendeiner wirklichen oder phantastischen Tierform dargestellt. Das wichtigste Pubertätsritual besteht darin, die Zähne des Jugendlichen abzuweilen, damit sie nicht wie Tierzähne aussehen. Nicht nur Defäkation, auch Essen wird als eine widerwärtige, beinahe obszöne Tätigkeit betrachtet, die man eilig und allein erledigt, da man sie mit Animalität in Verbindung bringt. Selbst das Hinfallen, überhaupt jede Art von Ungeschicklichkeit wird als etwas Negatives angesehen. Die Balinesen zeigen gegenüber Tieren, abgesehen von Hähnen und einigen Haustieren ohne grössere emotionale Bedeutung –

⁶ Ein Paar, das einen Inzest begangen hat, wird gezwungen, Schweinejoch auf dem Nacken zu tragen, zum Schweinetrog zu kriechen und daraus mit dem Mund zu essen. Dazu siehe Belo (1970, 49), zur Abscheu vor Animalität im allgemeinen siehe Bateson/Mead (1942, 22).

